



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.  
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,  
 W. m. S. S., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck des einzelnen Artikels verboten.)

Vierter Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 3, 1-6. „Im fünfzehnten Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius, als Pontius Pilatus Landpfleger von Judäa, Herodes Vierfürst von Galiläa, Philipp, sein Bruder, Vierfürst von Ituräa und der Landschaft Trachonitis, und Lysanias Vierfürst von Abilene war, unter den Hohepriestern Annas und Kaiphas, erging das Wort an Johannes, den Sohn des Zacharias in der Wüste. Und er kam in die ganze Gegend am Jordan und predigte die Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden. So wie geschrieben steht im Buche der Reden Malas, des Propheten: Die Stimme des Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, machet gerade seine Wege. Jedes Thal soll ausgefüllt und jeder Berg und Hügel abgetragen werden; was trumm ist soll gerade, was uneven ist, soll ebener Weg werden.“

Adventsgedanken.

III.

Wir nähern uns dem Ziele: noch eine kurze Strecke Weges, lieber Leser, und wir ziehen im Geiste mit Maria und Joseph in Bethlechem ein, suchen jene geweihte Stätte, die der Herr des Himmels und der Erde Sich ausgewählt, wo das herrlichste Wunder der göttlichen Liebe sich offenbarte.

Viele sind's, lieber Leser, die in diesen heiligen Tagen aus Bethlechem ziehen — aber ach! Die meisten aus ihnen suchen nur Irdisches; darum finden sie aber auch nur Irdisches. Weihnachtskerzen zünden sie wohl an, aber das Licht des Himmels leuchtet ihnen nicht; selbst bereitete Weihnachtsgaben breiten sie vor sich aus, aber an die größte Gabe des Himmels denken sie nicht; den sinnberückenden Freudenlauten der Welt leihen sie ihr Ohr, so daß von den Gesängen der himmlischen Heerschaaren und den Liedern der frommen Hirten kein Ton in ihr Inneres dringt: der Geist, durch den unsere heilige Kirche dem Weihnachtsfeste die Weihe giebt, ist ihnen abhanden gekommen, und nur die leere Schale haben sie behalten. Denn Feste verschmähen die Weltkinder nicht, auch Kirchenfeste nicht, aber sie machen sie zu weltlichen Festen.

Wer beklagt das mehr, als unsere heilige Mutter, die Kirche? Darum ruft sie uns, lieber Leser, noch gegen Ende der Adventszeit das mahnende Wort des großen Vorläufers Johannes zu: Bereitet den Weg des Herrn! — Und jeder aus uns weiß ja am besten, welche Hindernisse gerade er noch hinwegzuräumen hat, auf daß das göttliche Kind Seinen gnadenvollen Einzug in die Seele halten könne.

Wir erwähnten jüngst schon kurz das andere kirchliche Verbot in Betreff des Lesens der heiligen Schrift durch den Kirchenrat von Trident. Wie verhält es sich denn

damit im einzelnen? Auch die Religionsneuerer des sechszehnten Jahrhunderts wußten die Anerkennung namentlich der Lateinschriften in der heiligen Schrift auf die gefährlichste Weise zu benutzen, indem sie den heiligen Text entstellten, nach ihrem Lehrsystem verfälschten und unter allerlei Vorwänden verstümmelten. Und erst nachdem sie so das Wort Gottes unkenntlich gemacht hatten, sängen sie an, das fleißige Lesen der Bibel zu empfehlen und ihre Anhänger dazu anzuhalten; also wie leicht einzusehen, nicht, um die Wahrheit zu verbreiten, sondern um ihren Irthümern Nachdruck und Glauben zu verschaffen. Darum (so sagten sie) solle nur ein Jeder fleißig die heilige Schrift lesen und sie nach seinem eigenen Sinn auslegen; es sei nicht notwendig, die heilige Schrift selbst oder ihre Auslegung von der Kirche zu empfangen. Dazu kam noch die unselige Hilfe, welche die neu erfundene Buchdruckerkunst leistete, um die verfälschten Exemplare ins Unendliche zu vervielfältigen und mit allem Giste der nichtkatholischen Erklärungen den Christen in die Hände zu spielen.

Frage nicht, lieber Leser, was aus allem dem entstand! Die Verwirrungen, die Verwüstungen, die Bürger- und Bauernkriege, alle die jammervollen Umwälzungen des sechszehnten Jahrhunderts und der folgenden Zeiten waren, wie jeder Geschichtskundige weiß, die Folgen dieser neuen Lehren.

Allein wie war denn hier abermals zu helfen? Die Kirche Jesu tat das Ihrige. Sobald es nur möglich war, versammelten sich die Bischöfe zu Trident, verwarfen alle diese Neuerungen im Glauben und bestimmten, was überall und zu allen Zeiten über alle diese Punkte geglaubt worden war; und um die Katholiken vor dem gefährlichsten Verführungsmittel, welches die Neuerer ergriffen hatten, zu verwahren, schrieb der versammelte

Kirchenkalender.

**Sonntag, 21. Dezember.** Vierter Sonntag im Advent. Thomas, Apostel. Evangelium Lukas 3, 1-6. Epistel: 1. Korinther 4, 1-5. ● St. Andreas: Während der Weihnachtsferien fällt die hl. Messe für das Gymnasium an Sonn- und Feiertagen um 8 Uhr aus. ● St. Martinus: Um 1/8 Uhr gem. hl. Kommunion für die Schule an der Kronprinzenstr. ● Ursulinen-Klosterkirche: An den drei ersten Wochentagen ist bloß eine hl. Messe um 8 Uhr, nachmittags 6 Uhr Andacht.  
**Montag, 22. Dezember.** Gregor von Spoleto, Martyrer.  
**Dienstag, 23. Dezember.** Dagobert, König.  
**Mittwoch, 24. Dezember.** Adam und Eva. Fest- und Abstinenztag. ● Maria Empfängnis. Pfarrkirche: Abends 7 Uhr St. Josephs-Andacht.  
**Donnerstag, 25. Dezember.** Hochheiliges Weihnachtsfest. Evangelium in der ersten hl. Messe Lukas 2, 1-14. Epistel: Titus 2, 11-15. Evangelium in der zweiten hl. Messe Lukas 2, 15-20. Epistel: Titus 3, 4-7. Evangelium in der dritten hl. Messe Johannes 1, 1-14. Epistel: Hebräer 1, 1-12. ● Maria Empfängnis. Pfarrkirche: Die Messe ist um 5 Uhr, das zweite Hochamt um 1/10 Uhr. Von 1/11 Uhr ab sind noch 3 hl. Messen. ● Maria Himmelfahrt. Pfarrkirche: Erstes Hochamt um 4 Uhr mit 2 folgenden hl. Messen. 1/7 Uhr zweite Reihe von hl. Messen mit Hochamt um 7 Uhr. 1/10 Uhr drittes Hochamt mit 2 folgenden hl. Messen.

(Fortsetzung siehe letzte Seite).

Kirchenrat vor — was? Daß die katholischen Christen die heilige Schrift gar nicht mehr lesen sollten? Nein! sondern nur, daß die Bischöfe über die neuen Auflagen und die Uebersetzungen der heiligen Schrift wachen, und daß die Christen keine anderen Uebersetzungen lesen sollten, als die von ihren Oberhirten gutgeheißenen. Nun, lieber Leser, hat die Kirche nach dieser Richtung wohl weniger tun können? Hat sie es nicht tun müssen? Wer wird denn einer Mutter das Recht absprechen, ihren Kindern etwas aus den Händen zu reißen, das ihnen sehr schädlich werden kann? — Und jenes Verbot des Kirchenrats von Trient besteht heute noch: es verpflichtet tatsächlich heute noch alle Christen, keine andere Bibel zu lesen, als die, welche von der Kirche als echt erklärt, und deren Uebersetzung von den Oberhirten der einzelnen Diözesen gutgeheißen worden ist. Und dieses ist eigentlich das einzige (allgemeine) Verbot, welches in Bezug auf das Lesen der heiligen Schrift ergangen ist.

Wo ist denn also ein allgemeines, unbeschränktes Verbot für die Laienchristen, die heilige Schrift zu lesen? Du wirst es, lieber Leser, nirgendwo finden! Nicht in jenem Register der verbotenen Bücher („Index“), das auf Juthun des Kirchenrates von Trient verfaßt und von Papst Pius IV. gutgeheißen wurde. Auch da überläßt man es den Bischöfen, mit Zuziehung des Rates der Seelsorger, einem Jeden zu erlauben, eine in der Volkssprache gedruckte katholische Bibel zu lesen, sobald sie versichert seien, daß der die heilige Schrift Lesende nicht nur nicht Gefahr laufe, sondern vielmehr im Glauben und in der Tugend gestärkt werde.

Also nirgend, durchaus nirgend findet sich ein solches Verbot vor; und wenn daher unwissende, leidenschaftliche Gegner unserer Kirche dich, lieber Leser, dieserhalb zur Rede stellen, wenn man dir den demüthigenden Vorwurf machen will, als dürften wir Katholiken nicht einmal die heilige Schrift lesen, so antworte: Nur der Mißbrauch dieses heiligen Buches ist uns Katholiken untersagt, keineswegs aber der vernünftige und fromme Gebrauch! Frage bei dieser Gelegenheit aber auch, ob es nicht zu wünschen gewesen wäre, daß die Christen sich zu allen Zeiten an diese weise und kluge Regel gehalten hätten? Ob nicht, wenn es geschehen wäre, unendliche Uebel wären verhütet worden? Ob nicht vielleicht noch der ganze Erdbreis sich zur katholischen Religion bekennen würde?

In der That, lieber Leser, warum auch sollte uns die Kirche das Lesen der heiligen Schrift verbieten? Sie enthält ja Wahrheiten, die wir glauben, die wir befolgen müssen, um selig zu werden! Es ist ja Gott Selbst, der darin mit den Menschen redet!

Wenn wir bedenken, daß die Christen ganz besonders eifrig und tugendhaft waren zu jener Zeit, da man die heilige Schrift (und andere religiöse Bücher, die aus ihr schöpften) am fleißigsten las, so mag uns dies, lieber Leser, ein Fingerzeig sein für unsere „Lesung“ in diesen heiligen Tagen.

### Kobold und Nickel.

Chemische Plauderei von Dr. D. Sandels.

Kobold und Nickel sind zwei chemische Elemente, zwei Metalle, die den Chemikern und Bergleuten früher manchen Schabernack gespielt haben, daher ihre Namen. Sie waren und sind auch heute noch zwei unzertrennliche Gefellen, das heißt, die Erze, welche Nickel enthalten, führen auch zu gleicher Zeit Kobalt. Der Kobold heißt nämlich seit einiger Zeit Kobalt; so haben ihn die modernen Chemiker umgetauft. Einen Grund haben sie nicht angegeben, wahrscheinlich schämten sie sich für ihre Vorgänger, die sich so oft von diesem Metall narren ließen. Den reinen Kobalt, das einfache Metall kennt man erst seit 1773, wo es der schwedische Chemiker Brandt zuerst entdeckte und darstellte. Die Kobalterze

dagegen kannte man schon lange, denn bereits die alten Griechen und Römer brauchten sie zum Färben des Glases. Kobaltverbindungen geben den Glasflüssen eine weit schönere blaue Farbe als die vielgebrauchten Kupferverbindungen. Die Anwendung der Kobalterze in Deutschland zur Fabrikation der Smalte datiert erst aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts. Der Umstand, daß man Kobalterze so lange nicht zu benutzen verstand, daß ferner ihre Beimengung zu anderen Erzen (Kupfererzen) infolge ihres Arsengehaltes unerwartete und auffällige Veränderungen der verhüttenden Metalle bewirkte, hat in ähnlicher Weise zur Entstehung des Namens Kobold (Kobalt) beigetragen, wie es bei seinem ständigen Begleiter Nickel der Fall gewesen ist. Die zum Uberglauben geneigten Bergleute des Mittelalters glauben in der That, ein Berggeist oder Kobold treibe sein Spiel mit ihnen, wenn sie Fälscher, aus dem Kupfer und Silber verhüttet wurde, an's Tageslicht förderten, welches keine Spur von Kupfer oder Silber enthielt. Sie hatten aber in Wirklichkeit Nickel- und Kobaltverbindungen gefördert, die täuschende Ähnlichkeit mit dem Fälscher und anderen Kupfererzen hatten. Da die Chemie zu jener Zeit auch auf einem sehr jämmerlichen Standpunkt stand, so blieb Bergleuten wie Chemikern die Anwesenheit dieser beiden Metalle lange Zeit ein Geheimnis oder Rätsel, und als sie es schließlich entdeckten, belegten sie die beiden mit den bezeichnenden Namen.

So selten Kobalt in der Industrie und Technik verwendet wird, so häufig ist dieses mit dem Nickel der Fall. Und dennoch muß man sich wundern, daß die Anwendung dieses schönen Metalls so lange auf sich warten ließ.

Schon die Chinesen der ältesten Zeiten benutzten das Nickel-Metall; es bildete von jeher den Hauptbestandteil ihrer Waffen, die ihrer Güte wegen berühmt waren.

Bei uns wurde Nickel als selbstständiges Metall erst im Jahre 1751 von dem Chemiker Constedt entdeckt. Dann fand man es als einen wichtigen Bestandteil der Sonnenatmosphäre, indem es gelang, Nickel und Kobalt in größeren Mengen in den Meteorsteinen nachzuweisen. Dann dauerte es aber noch sehr lange Zeit, bevor man es ganz rein darstellen konnte und man seine guten Eigenschaften entdeckte. Vor allen Dingen besitzt das Nickelmetall eine hohe Widerstandskraft gegen die atmosphärischen Einflüsse, es rostet nicht und beschlägt nicht. In dieser Beziehung steht es beinahe auf derselben Stufe wie die Edelmetalle Gold und Silber.

Der Verbrauch von Nickel ist seit der Einführung nickelhaltiger Münzen ganz gewaltig gestiegen. Ich sage nickelhaltiger Münzen, denn so ist die richtige Benennung. Unsere Nickelmünzen bestehen nämlich nicht, wie man meistens glaubt, hauptsächlich aus Nickel. Das Verhältnis ist 75 Teile Kupfer und nur 25 Teile Nickel.

Das reine Nickelmetall wird in der Technik niemals verwendet, seine Legierungen dagegen spielen eine gewaltige Rolle. Im Jahre 1824 gründete Veitner in Schneeberg im Königreich Sachsen die erste Argentan- oder Neusilber-Fabrik. Argentan oder Neusilber ist nämlich eine Mischung von ungefähr 63 Teilen Kupfer, 32 Teilen Zinn, und 4-5 Teilen Nickel. Wie gewaltig diese Industrie bis heute gewachsen ist, das ist bekannt. Alle silberähnlichen Legierungen von Bedeutung und Ruf sind nämlich Nickelmischungen.

Chinasilber, dem wohl der erste Rang zukommt, bei den, das Silber ersetzenden Legierungen, ist auch Argentan oder Neusilber, nur stark versilbert. Dann folgt als beste Silberimitation Pariser Messing und Christoflemetall. Auf gleicher Stufe steht auch österreichische Alpaca. Eines weniger guten Rufes erfreut sich das Berliner Fabrikat. Alle diese Imitationen sind zu empfehlen, denn sie sind unschädlich beim Gebrauche. Die Behauptung, daß die Legierungen fast

immer Arsenit enthielten, daher der menschlichen Gesundheit auf die Dauer schädlich seien, ist völlig hinfällig, denn eine arsenithaltige Legierung würde niemals den silberähnlichen Glanz, sondern eine braungelbe, schmutzige Farbe haben.

Eine große Rolle spielen heute auch die vernickelten Gegenstände. Man vernickelt Eisen und andere billige Metalle. Diese Vernickelung geschieht meist auf galvanischem Wege. Man benutzt dazu das Ammonium-Nickel-Sulfat. Diese Verbindung ist die beste, da sie sich durch Eihängung einer Nickelelektrode fortwährend selbst ersetzt und stets ein neutrales Bad ergibt.

Kupfer, Zinn und Nickel geben auch ein herrliches Glockenmetall, dessen Farbe und Ton unübertrefflich sind. Dagegen sind die Versuche, Kanonen aus ähnlichem Metall zu gießen, völlig mißglückt, da die Widerstandsfähigkeit dieser Mischung nicht genügend ist.

Die Technik ist auf dem Gebiete dieser Silberimitationen weit vorgeschritten, man findet Legierungen von Kupfer und Nickel, die von Silber nicht zu unterscheiden sind, selbst nicht mit Hilfe des Probiersteines. Diese Mischungen bestehen aus ungefähr gleichen Teilen von Kupfer und Nickel. Diese Mischungen sind gewöhnlich Geheimnis der einzelnen Fabriken. Legierungen, die gleich gelb werden, tangen nichts, sie haben zu wenig Nickelgehalt. Diese gelbe Farbe schwindet in diesem Falle niemals, da hilft kein Buzen, sie kehrt immer wieder. Als Reagentium für Silber und Nickel wird in letzter Zeit eine „Silberseife“ durch Reklame sehr empfohlen. Da diese Seife hoch im Preise gehalten wird, hier ihre Vorschrift: 20 Teile Fettsäure, (das billige Olein oder die Stearinsäure der Apotheken), 30 Teile Kalkerde und 50 Teile geschlemmte Kreide. Diese Mischung kann sich jeder für wenig Geld leicht herstellen.

### Aus New-York.

Von unserem Spezialkorrespondenten.

Europäischer Import. — Mascagni. — Musik als Medizin. — Som Nithus. — Wenig Politik. — Amerikanisches Selbstbewußtsein. — In New-Yorker Restaurants. — Von der Untergrundbahn. — Progen-soleen. — Es wird geprobt. — Freies Amerikanerium.

Das große Ereignis, das in den letzten Wochen die Gemüther aller Amerikaner beschäftigte, der Kohlenarbeiterstreik ist beendet. Und dennoch jagt in New-York eine Sensation die andere. Man ist eben in Amerika, im Lande der Pankees, wo eine gehörige Portion Nervenschoc zum Lebensbedürfnis gehört. Hier eine kleine Reibung und da eine kleine Reibung. Hier ein großer, genialer europäischer Gast und da eine Primadonna oder erstrangige Schauspielerin, die sich bei dreiwöchiger Tournee durch die großen Städte der Vereinigten Staaten ein nettes Vermögen zusammen gastieren.

Natürlich maschiert da New-York den anderen Städten des Landes flott voran. Wieder ist in den letzten Tagen ein neuer Stern aufgetaucht: Pietro Mascagni. Schon in Hoboken wurde der italienische Maestro von den Zeitungsreportern empfangen und interviewt, wobei es sich herausstellte, daß der Komponist leider nicht der englischen Sprache mächtig sei. Natürlich hatten da die italienisch oder französisch sprechenden Berichterstatter, und mit ihnen ihre Blätter den Vorteil.

Eigene Kunst giebt es ja hierzulande wenig. Und wo es etwas giebt, wird die Kunst nach allen Regeln der Kunst verhunzt. Sie wird eben, nach echt amerikanischer Manier, zu allen möglichen und unmöglichen Zwecken ausgebeutet. Neuerdings hat sich z. B. hier ein Club gebildet, der die Musik zur Heilung der Kranken verwenden will. Er fordert in einem großen Circular Musiker und Sänger

auf, doch im Dienste der guten Sache die Krankenhäuser und die einzelnen Patienten zu besuchen, und durch ihre Kunst den Dämon der Krankheit zu bannen. Man denkt bei diesem Vorgehen gewiß daran, daß David durch sein liebliches Sattenspiel den bösen Geist von Saul bannte.

Sonst ist es still. Die Wogen des großen Streiks haben sich, wie bereits eingangs erwähnt, wenn auch noch nicht ganz, so doch ziemlich allmählich geglättet. Auch über die Gültigkeit der Rechtstitel der neuen Panamagesellschaft hat die Canal-Kommission ohne Untersuchungen abgeschlossen. Die kolumbische Regierung hat sich nur die Bedingung unumschränkter Polizeigewalt auf dem Isthmus ausbedungen. Jedoch ist man in Washington einigermaßen über Columbien verstimmmt, da man sich allerlei Rechte im Isthmus ausbedingen wollte, die Columbien zu gestatten keineswegs gewillt war. Man will der Union nur die Rechte eines hundertjährigen Pachtvertrages zugestehen. Daß die nordamerikanischen Yankees über so etwas mehr als die Nase rümpfen, leuchtet wohl zur Genüge ein. Im Uebrigen herrscht wenig politisches Leben und Verlangen darnach. Die Beziehungen zu den für den Unionshandel wichtigsten Ländern des alten Continents, zu England, Deutschland und Frankreich sind die denkbar besten. Handel und Wandel im Inneren des Landes dehnt und weitet sich ständig und bietet den Interessenten der verschiedensten Märkte ein durchaus günstiges und vertrauenerweckendes Bild, das die Macht der nordamerikanischen Republik in nachdrücklicher Weise stärkt.

Dieses Stolzgefühl und Machtbewußtsein äußert sich bei den Bürgern des Landes, namentlich bei den New-Yorkern in tausend und abertausend Kleinigkeiten, im Geschäftsleben, im Straßenverkehr, in der Familie und im Einzelgespräch — nur da nicht, wo der Goldteufel die armen Sterblichen zu Milliarden umgeschaffen hat, d. h. zu Menschen die mit ihrem Gelde aus lauter Ueberfluß nichts anzufangen wissen.

Der eingeborene Unionsbürger — soweit ich hier von New-York mitreden kann — besitzt eine gewisse bestimmte, wenn auch altväterliche Ritterlichkeit im Verkehr mit Jedermann, das unangenehme Element in der New-Yorker Bevölkerung bildet in den meisten Fällen nur jene frisch aus Europa herübergekommene Schicht, die hier in New-York rasch zu Geld, und somit auch zu Macht gekommen ist.

New-York . . . Es ist immerhin ein Wagnis, von einer Stadt und ihren Einwohnern ein so lebenswahres Bild zu entwerfen, das Sitten und Gebräuche, Typen und Charakteristik greifbar und deutlich vor dem Leser aufsteigen. Wer fremd in eine Stadt hineinkommt, hat nur in den seltensten Fällen Gelegenheit in Familien aufgenommen zu werden. Ihm bleibt da nur die Bar, das Café und das Restaurant. Und gerade die Restaurants sind es — natürlich soweit sie nicht ganz und gar international sind — die einer Stadt ihr Gepräge ausdrücken. Paris hat, was zweite Güte anbetrifft, seine schätzbare Vornehmheit, London seine Streifheit und Ungemütlichkeit, Berlin seine Urwüchsigkeit, Petersburg seinen Hang zum Großartigen und New-York seine Hast. Das strömt ein und aus: ein Wisly, ein Stück kaltes Fleisch, Fisch oder Eier. Das ist ein Schlingen und Würgen, das anmutet, als ob die Würde des Wagens verlegt würde. Das man sehr zuvorkommend in einem amerikanischen Restaurant behandelt werde, kann man kaum sagen. Man ist in einem echten New-Yorker Restaurant überhaupt für nichts verantwortlich: weder für Hüte, Ueberzieher, Schirme, Stöcke, Raub, Mord und Todschlag.

So kam es kürzlich vor, daß in einem New-Yorker Restaurant ein Gast in die Kellerräume gelockt, und dort mit einem Hackbeil ermordet wurde. Der Polizei gelang es, den Täter und seinen Complicen zu fassen. —

Auch Damen müssen bei dem Besuch von Restaurationen vorsichtig sein, denn nur allzuleicht kann es ihnen passieren, daß sie nach sechs Uhr abends von keinem Kellner mehr bedient werden, — natürlich nur wenn sie kein Herr begleitet. Bier, das hier in Kannen verkauft wird, kostet 40 Cents pro Liter und ist noch dazu in den meisten Fällen stark verfälscht. Das Essen ist für gewöhnlich reichlich und auch qualitativ gut bemessen, nur darf man sich niemals recht an europäische Delikatessen heranwagen, denn diese giebt es hier einfach nicht, sondern es wird den Gästen vielmehr für teures Geld irgend eine hinterwäldlerische Imitation vorgelegt. — Usw.

Doch das nur zur allgemeinen Charakteristik der Hauptstadt der Union, die sich immer mehr weitet, ausdehnt und ausdehnt und von Tag zu Tag größer und weltstädtischer wird. So nähert sich auch jetzt endlich der Bau der vor einigen Jahren begonnenen Untergrundbahn seiner Beendigung. Die Rapid-Transit-Tunnelbahn, wie die neue Untergrundbahn heißen wird, soll am 1. Oktober 1904 der Öffentlichkeit übergeben werden. Nach Ausgang dieses Jahres wird mit dem Legen der Schienen begonnen werden. Die Länge der Geleise beträgt allein 97 Kilometer. Drei Bahnhöfe sind bereits vollendet. Die Bahn wird mit allem möglichen Komfort ausgestattet sein und allen Anforderungen der Neuzeit in jeder Weise genügen. So werden u. a. die Stationen in den einzelnen Abteilen jedesmal vor Einfahrt des Zuges in die betreffende Bahnhofshalle automatisch angekündigt werden, um so die Fahrgäste am besten und sichersten zu orientieren. Auch werden Fahrstühle, Elevatoren u. c. für die Beförderung des Publikums nach den Straßen vorher in jeder nur denkbaren Weise Sorge tragen. Der Hauptbahnhof wird ein Prachtwerk ersten Ranges sein und New-York jedenfalls um eine großstädtische Institution, die sich sehen lassen kann, reicher sein.

Doch was sind die Wunderwerke der modernen Technik gegenüber dem Yankee-Spleen echt New-Yorker Prosentums? Um die Hochzeiten der Dollarmilliardäre u. Milliardärinnen genügend vorbereiten zu können, braucht man neuerdings ein Relief . . . in den Generalproben zur Hochzeit. Diese Generalprobe kann, wenn im Arrangement Fehler gemacht werden, auch wiederholt werden. Ja, man geht in diesen Proben sogar soweit, daß man die kirchlichen Zeremonien probt, in dem man an einem improvisierten Altar niederkniet, die Ringe austauscht u. um etwaigem üblem Geschwätz aus dem Wege zu gehen, wohnt ein Lehrer des „guten Tones“ diesen Zeremonien bei, die soweit „mit photographischer Treue“ geprobt werden, daß buchstäblich alles geprobt wird — bis auf das Essen und Trinken. Leider aber giebt es manche prosaische Menschen, die Essen und Trinken bei einer Vermählungsfeier für das Beste von der ganzen Hochzeit halten.

Und auch „Herz-Ab“ oder sagen wir auch „Coördams“ spricht natürlich in einer Schilderung vom Leben und Treiben New-York ein Wörtlein mit. Und zwar diesmal ein recht graufiges Wörtlein, denn die Zeitungen hatten lange nicht eine so ausgiebige Sensationsnachricht, wie jene, von dem Verhältnis des dreißigjährigen Charlie Westmon mit der vierzigjährigen Kegerin Ullah Westal, die ihre acht Kinder sämtlich lebendig unter dem Boden ihres Wirtschaftskellers begraben haben. Das war eine Sensation für die Tageszeitungen und die Reporter, denn dieses graufige Blutpaar gab nicht nur Stoff für Zellen, sondern ganze Spalten. Die Blätter gingen im Einzelverkauf wie warme Semmeln fort und die Herren Zeitungsverleger rieben sich vergnügt die Hände ob des reichen Goldflusses in ihren geschätzten Geldbeutel. Alle Woche ein oder zwei derartige Sensationen und man ist in vier, fünf Jahren ein gemachter Mann, der sein Schäschen im Trockenen hat.

Das New-Yorker Leben läßt sich aber durch solche Kleinigkeiten in keiner Weise aus dem Takt bringen, dazu sind hier die ganzen Verhältnisse viel zu groß zugeschnitten. Einer kennt nicht den andern und niemand achtet auf seinen Nachbar, mag er auch stolpern und fallen, und im Lebenskampfe untergehen. Man nennt diese Gefühllosigkeit „freies Amerikanertum“. Da lobe ich mir doch die alte Heimat jenseits des großen Wassers. Sie ist entschieden traulicher und gemüthlicher.

### Das verkannte Genie.

Von Erich Werthmann.

Abolar Schneeweiß war ein Genie. Und zwar hatte sich sein Genie auf die schriftstellerische Seite geworfen. Sein Erstlingswerk hatte er bereits der Öffentlichkeit übergeben; im Wochenblatt war seine dramatisch-romantische Phantasie: „Der Totentanz auf dem Grabe des Selbstmörders“ erschienen. Und zudem hatte das Blatt folgende Notiz veröffentlicht: „Der noch im jugendlichen Alter stehende Verfasser des „Totentanz“ hat sich auch schon auf dem Gebiete der Theaterdichtung versucht. Sein fünfaktiges originelles Lustspiel: „Herz und Nerven“ ist zur Aufführung an einer der ersten Bühnen der Residenz angenommen worden.“

Alle Wetter, — als Herr Abolar das las, wurde es ihm klar, daß er eines der hervorragendsten Mitglieder der „Modernen“ geworden war. Zwar war ihm nichts davon bekannt, daß irgend welche Bühne der Residenz sich um sein Stück bemüht hätte, aber wenn's im Wochenblatt stand, so konnte es vielleicht doch wahr sein. Das Eine stand nun für ihn fest: sein Name war in Aller Munde, Jeder und Jedes sprach von und über ihn. Sobald er in einem Kaffeehause saß, hatte er die Empfindung, als ob alle anderen Gäste sich nur mit ihm beschäftigten. Sobald er im Stadttheaterchen seinen Platz eingenommen hatte, bildete er sich ein, daß die übrigen Zuschauer ihm mehr Aufmerksamkeit widmeten, als den Schauspielern. In den Zwischenpausen reckte er sich zwischen den Stuhl ihren hoch empor und zeigte sich in malerischer Haltung dem Auditorium. Da fühlte er deutlich, wie sämtliche Operngläser auf ihn gerichtet waren, ja er glaubte zu hören, wie eine der elegantesten Damen ihren Nachbar fragte:

„Wer ist denn dieser hübsche, junge Mann hier vor uns in der zweiten Reihe?“

„Was, den kennst Du nicht? Das ist ja der Verfasser des „Totentanz.“

„Nicht möglich, — so vornehm sieht der aus?“

„Ja, er stammt aus einer der besten Familien. Jetzt hat er ja auch eines der ersten Sensationsstücke für die königliche Bühne geschrieben. Ich habe es im „Wochenblatt“ gelesen.“

„Wirklich? Man sollte es nicht für möglich halten. Und dabei sieht er noch so jugendlich aus . . .“

Dieses Gespräch, welches Herr Abolar allerdings nur in seinen Gedanken hörte, steigerte sein Selbstbewußtsein in ganz außerordentlichem Maße. Er sah schon ganz deutlich, wie die Damen in den Logen die Köpfe zusammensteckten und wie eine die andere auf ihn aufmerksam machte.

Und jetzt hatte er gar eine Einladung erhalten, er zusammen mit seinem Better Hans. Und zwar vom Schloßherrn von Hellerstadt. Du lieber Himmel, dieser Better Hans . . . Nun, es war richtig, das war ja soweit ein ganz nettes Kerlchen. Aber mit ihm, Herrn Abolar Schneeweiß, konnte er sich auch nicht in einer Beziehung vergleichen. Nicht mal einen gut stillierten Brief vermochte er zu schreiben, das hatte er in seiner Treuherzigkeit ja schon selbst eingestanden. Wie sollte er wohl gegen den „Totentanz“ des Herrn Abolar ankommen! Der konnte es ja gar nicht fassen, daß es Menschen gebe, die so klug seien, so etwas niederschreiben zu können. Der

Wagen und die Pferde, mit denen die Beiden die Fahrt antraten, gehörten allerdings dem Better Hans, aber das wollte nicht viel bedeuten, denn in geistiger Beziehung bildete Hans doch nur die Staffage für den hervorragenden Dichter und Schriftsteller Adolar.

— Auf Hellerstadt gab's große Gesellschaft, das Schloß war dicht gefüllt mit Gästen, die augenscheinlich alle schon auf die Ankunft des großen Dichters warteten. Und Adolar nahm sich fest vor, sich alle Mühe zu geben, mit diesen Leuten recht cordial zu verkehren, sich vor jeder Bosheit zu hüten und jeden einer Antwort zu würdigen, der ihn anzusprechen den Mut haben würde. In solchen Fällen muß man eben ausnahmsweise zum Volke herabsteigen. . . .

Der Herr des Hauses begrüßte die Ankömmlinge. Den Better Hans außerordentlich herzlich durch Händedruck und Umarmung. Für Adolar blieb nur eine kurze, feste Verbeugung übrig. Das fiel augenscheinlich auch dem Better Hans auf, denn er wiederholte die erste flüchtige Vorstellung, indem er den Namen mit besonderem Nachdruck betonte:

Adolar Schneeweiß, Dichter und Schriftsteller.

Ganz gegen seinen Willen machte Adolar eine tiefe Verbeugung und beobachtete dabei aufmerksam das Gesicht des Schlossherrn, um zu sehen, welchen Eindruck die Nennung des Namens auf ihn ausüben würde. Er würde sich wohl vor freudiger Erregung kaum fassen können. . . . Aber, o Wunder! Sein Gesicht deutete nicht die geringste Ueberraschung an. Er murmelte eine der üblichen Höflichkeitsphrasen: „Na — recht angenehm, freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen,“ dann jagte er den Arm vom Better Hans und geleitete diesen in den Salon. Für den berühmten Schriftsteller Adolar Schneeweiß hatte er lediglich eine Handbewegung übrig, die etwa besagte: Wenn Sie mitkommen wollen, ist mir's recht, wenn's Ihnen draußen besser gefällt, habe ich auch nichts dagegen einzuwenden.

Adolar schritt zögernden Ganges hinter den Beiden her. Er fühlte sich außerordentlich zurückgesetzt. Wie ging denn das nur zu? Dieser Banau von Schlossherr schien wirklich und wahrhaftig nicht zu wissen, daß er den in der ganzen Welt bekannten Verfasser des „Totentanz“ vor sich hatte. Nur so war seine verlegende Gleichgültigkeit beim Hören des Autornamens zu erklären. „Na, so ganz wunderbar ist ja das Vorkommnis eigentlich doch nicht“, murmelte Adolar schließlich, „es ist einer von den bekannten adeligen Spielern — vielleicht liest er überhaupt keine Zeitungen, — von dem Schläge werden aber doch nicht alle Teilnehmer an der Gesellschaft sein.“

Im Salon hatten sich die jungen Damen versammelt, denen Adolar ganz besonders zu imponieren gedachte. Aber Better Hans gestaltete in seiner burlesken Weise die Vorstellung so wenig ceremoniell, daß man in dem allgemeinen Gemurmel wohl den Vornamen „Adolar“ noch zu verstehen vermochte, aber die Hauptsache: „Schneeweiß“ ging den Meisten sicher verloren. Denn sonst wäre es wohl nicht bei den paar knappen Verneigungen geblieben. . . . Selbst seine Grüße fanden keine andere herzliche Erwiderung, wie sie jedem anderen Sterblichen sonst auch zuteil zu werden pflegt.

So war die Vorstellung schon in wenigen Minuten vollständig erledigt und Adolar stand mutterseelenallein in der lachenden und plaudernden Menge. Niemand schloß sich an ihn an, um seine nähere Bekanntschaft zu machen, niemand unterhielt sich mit ihm über seinen „Totentanz“, niemand erkundigte sich nach seinem Bühnenwerk, niemand beglückwünschte ihn zu seinen Erfolgen als Bahnbrecher der modernen Kunst. Ah! das fing an Adolar zu ärgern, — hatte ihn denn der böse Geist in eine Gesellschaft geführt, die sich rein gar nicht um die Litteratur bekümmerte?

Während des Tanzes spielte Adolar eine trübseelige Figur. Da es ein moderner Dich-

ter und sei er eben erst zwanzig Jahre alt geworden, natürlich nicht notwendig hat, flott tanzen zu können, bekam Adolar mehr Körbe, als ihm eigentlich lieb waren. Die jungen Damen schienen gar kein Vergnügen daran zu haben, den berühmten Schriftsteller mit Kot und Mühe durch den Saal zu schleifen; als er ein halbes Dutzend Schleppen abgetreten und einige Stühle über den Haufen getanzt hatte, gab man ihm zu verstehen, daß er im Tanzsaal durchaus überflüssig sei. Adolar war klug genug, unauffällig seinen Rückzug anzutreten, aber seine gute Laune war schon derart verborgen, daß er am liebsten aus der ganzen Gesellschaft verduftet wäre. Er suchte Better Hans zum Fortgehen zu bewegen, aber der klümmerte sich um solche Reklamationen gar nicht. Es gefalle ihm so vorzüglich, meinte er, daß er aus nach Hause gar nicht denke.

Endlich wurde zu Tisch gegangen, — die Uhr zeigte schon gegen Mitternacht. Better Hans erhielt seinen Platz angewiesen oben an der Tafel zwischen zwei jungen hübschen Damen, der Dichter Adolar Schneeweiß wurde an's Ende des Tisches plaziert mitten unter die Backfischein, die er „unterhalten“ sollte, — dieses Verlangen hatte nämlich der Hausherr in der rücksichtslosesten Weise an ihn gestellt.

Im Herzen des Herrn Adolar lodete der Zorn.

Gleich nach der Suppe begann die Serie der Triumpfzüge, die einander in endloser Reihe folgten. Zuerst ließ der Hausherr die Gäste hochleben, dann einer der Gäste die hausherliche Familie. Nach und nach kamen die Damen, ein Herr Rechtsanwalt, ein Kanonikus, die Jugend im Allgemeinen, das Gedeihen des kleinsten Säuglings, Better Hans usw. an die Reihe. „Hoch, hoch, hoch!“

Herr Adolar stieß mit seinem Glase an, trank und stimmte in all die „Hochs“ mit ein. Kurz vor dem Käse erhob sich der Hausherr noch einmal. Er blinzelte in fröhlicher Weinlaune nach dem Ende des Tisches und nickte Herrn Adolar zu. „Aha,“ dachte der, „jetzt bist du dran, was wird er nun vorbringen? Deinen „Totentanz“, dein Lustspiel, die „Moderne“ überhaupt. . . .“

„Verehrte Festgenossen,“ dröhnte die Stimme des Gastgebers durch den Saal, „wir haben hier . . . haben hier . . . einen Gast aus der Stadt unter uns . . . unter uns . . . den Better meines lieben Nachbarn . . . lieben Nachbarn. Darum stoßen wir an auf das Wohl des Herrn . . . des Herrn . . . Herrn . . .“ — er unterbrach sich plötzlich, ließ seine Stimme sinken und fragte im gleichgültigsten Tone: „Verzeihen Sie, wie war doch gleich Ihr werter Name? Ich muß gestehen, daß ich ihn gar nicht richtig verstanden habe. Wenn man einen Namen zum ersten Mal in seinem Leben hört. . .“

Adolar erröthete über und über. Am liebsten wäre er dem langweiligen Schwäher an den Hals gesprungen und hätte ihn rechts und links . . . Aber er beherrschte sich und tat so, als ob ihm die ganze Geschichte nichts anginge. Aber er fühlte, wie sich Aller Blicke nach ihm richteten. „Wie heißt er? Haben Sie sich denn den kuriofen Namen nicht gemerkt? Wie kommt denn der überhaupt in unsere Gesellschaft? 's kennt ihn doch eigentlich kein Mensch!“ — so hörte er auf allen Seiten flüstern.

Niemand kannte, — es war kaum auszu-

denken! — seinen so berühmten Namen. Der Hausherr wandte sich an Better Hans. Der war in die Unterhaltung mit seiner Nachbarin derart vertieft, daß er nur widerwillig Auskunft gab.

„So, so,“ murmelte der Hausherr, „na also denn: dem Wohle des Herrn Adolweiß Schneelar!“ — damit leerte er sein Glas. Die Mehrzahl der Gäste hoben kaum ihre Gläser, ein paar machten die Geste des Trinkens, . . . die anderen lachten, scherzten und erzählten den neuesten Stadtklatsch. Nur die beiden Backfischein . . .

Herr Adolweiß —

Herr Schneelar —

Sie kicherten, ließen die Gläser aneinanderklirren und neigten ihre Lippen. Aber nicht mit Wein, denn das war unmöglich. Sie hatten nämlich ihre Gläser gefüllt mit — Wasser.

Dieses Wasser war für die Zukunft des Herrn Adolar Schneelweiß von der heilsamsten Wirkung. Es schwemmte die edle Dichtkunst vollständig aus seinem Hirn. Und so wurde er doch noch ein brauchbarer Mensch!

### Telegraphenrätsel.

1. . . . . Kartenspiel.
2. . . . . Mägliches Tier.
3. . . . . Vogel.
4. . . . . . . . . . . Russischer Dichter.
5. . . . . . . . . . . Haus- und Küchengerät.
6. . . . . . . . . . . Alterthümliches Gefäß.
7. . . . . . . . . . . Jüdisches Lehrbuch.
8. . . . . . . . . . . Planet.
9. . . . . . . . . . . Italienische Insel.
10. . . . . . . . . . . Sonnengott.
11. . . . . . . . . . . Dichtgattung.
12. . . . . . . . . . . Alttestamentlicher Name.
13. . . . . . . . . . . Ränge.
14. . . . . . . . . . . Schweizer Kanton.
15. . . . . . . . . . . Deutsche Fabrikstadt.
16. . . . . . . . . . . Stadt in Thüringen.
17. . . . . . . . . . . Göttin.
18. . . . . . . . . . . Ehemalig. Kurfürstentum.
19. . . . . . . . . . . Geschloß.
20. . . . . . . . . . . Liebesgott.
21. . . . . . . . . . . Berühmter Jäger.
22. . . . . . . . . . . Deutsche Universitätsstadt.
23. . . . . . . . . . . Stadt in Baden.
24. . . . . . . . . . . Italienische Hafenstadt.

Die Punkte bedeuten Konsonanten, die Striche Vokale. Sind die Worte richtig gefunden, so ergeben die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, einen bekannten Ausspruch eines großen Staatsmannes.

Auflösung aus voriger Nummer.  
K r e u z r ä t s e l: Heilbronn, Luebingen, Oberndorf.

### Sirgenkalender.

(Fortsetzung.)

**Donnerstag, 25. Dezember.** Hochheiliges Weihnachtsfest. • St. Martinus: Um 5 Uhr feierliches Hochamt, hl. Messen um 6, 7, 8 und 9 Uhr; 8 Uhr zweites Hochamt, um 9, 10 und 10 Uhr hl. Messen und 11 Uhr feierliches Hochamt. • St. Lambertus: Morgens 4 Uhr erstes feierliches Hochamt, 7 Uhr zweites und um 9 Uhr drittes Hochamt. Nach jedem Hochamt finden stille hl. Messen statt. 11 Uhr letzte hl. Messe. Nachmittags 5 Uhr Festpredigt und nach derselben feierl. Komplet. • Pfarrkirche zu Bolmerswerth: Morgens 6 Uhr das erste Hochamt, darnach 4 hl. Messen, 10 Uhr feierl. Hochamt; Nachmittags 3 Uhr Vesper. • Karmelitesen-Klosterkirche: Morgens 5 Uhr erstes feierl. Hochamt, darnach 2 hl. Messen, 8 Uhr beginnen 2 stille hl. Messen und 9 Uhr feierl. Hochamt; Nachmittags 4 Uhr feierl. Komplet. • Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr Hochamt, darauf 2 andere hl. Messen; Nachmittags 6 Uhr Andacht.

**Freitag, 26. Dezember.** Stephanus erster Martyrer. Gebotener Feiertag. Evangelium Matthäus 23, 34—39. Epistel: Apostelgeschichte 6, 8—10 und 7, 54—59. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Wie an Feiertagen. • St. Martinus: Abends 6 Uhr Eröffnung der geistl. Exercitien für Männer und Jünglinge, an allen Wochentagen bis zum 1. Januar morgens 6 Uhr und abends 8 Uhr Exercitien-Vorträge. • St. Lambertus: Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt und nachmittags 5 Uhr Festpredigt und nach derselben feierl. Komplet. • Pfarrkirche zu Bolmerswerth: 7, 8 Uhr Frühmesse, 10 Uhr feierl. Hochamt und nachmittags 3 Uhr Vesper. • Karmelitesen-Klosterkirche: Morgens 7, 8 Uhr erste hl. Messe, 9 Uhr feierl. Hochamt und nachmittags 4 Uhr Festandacht. • Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr hl. Messe mit Predigt und nachmittags 6 Uhr Andacht.

**Sonntag, 27. Dezember.** Johannes, Apostel und Evangelist.